

Alex, Ötzi und ... Fortsetzung von S. 13

Unter herabbaumelnden Stromkabeln hindurch schlurft er ins Wohnzimmer, ein schmaler zwölf-jähriger Junge mit hängenden Schultern. Er setzt sich aufs Bett der Eltern, in dem das Baby schläft. Zu sechst teilen sie sich zwei Zimmer.

Die Mutter schmiert Pausenbrote, auf RTL 2 läuft *Privatdetektiv im Einsatz*. Der Vater, angestellt bei den Entsorgungswerken als Straßenreiner, sitzt am Tisch und nippt am Kaffee. Er trägt Jogginghose und Unterhemd, Schweiß perlt ihm über die Stirn. Seit dem Winter lässt sich die Heizung nicht mehr regulieren. Dem Mann, der jeden Monat an die Tür klopf, um 600 Euro Miete zu kassieren, ist das egal. Genau wie die Ratten, die sich durch die Wände nagen und durch die Wohnung huschen. Der Vater kommt kaum nach, die Löcher zuzugsipen.

Alex schaut aus dem Fenster auf einen stillen Montagmorgen in der Mallinckrodtstraße. Er mag die seltene Ruhe dort unten. »Wenn ich nachts runtergucke«, sagt er, »ist es immer laut, immer Schlägerei.« Das Haus, in dem Alex mit seiner Familie wohnt, beherbergt rund 200 Menschen, alle Roma, die in den vergangenen Jahren aus Rumänien nach Dortmund kamen.

Der Vater tritt mit Alex hinaus ins Treppenhaus. Jeden Morgen um halb sieben bringt er seinen Sohn sicher nach unten. Das Treppenhaus ist kein Ort für Kinder. Auf den Stufen schlafen morgens oft die Zombies, so nennt Alex die Drogensüchtigen. Vor ein paar Wochen griffen sich zwei von ihnen ein 13-jähriges Mädchen aus der Nachbarwohnung. Sie zerrten es hinter die Mülltonnen im Hof und vergewaltigten es. Nun wartet das Mädchen auf das Ergebnis des HIV-Tests.

Der Vater legt den Arm um Alex. Wortlos gehen sie durch das Dämmerlicht die Stufen hinunter, Licht gibt es keines. Im dritten Stock umkurven sie eine Urinalche. Keine Zombies da heute, nur ihre Spuren, Fetzen von Alufolie, auf der sie das Heroin erhitzen. Die Haustür steht offen, wie immer, sie lässt sich nicht abschließen.

Vor dem Café Europa, gleich nebenan, steht ein Dutzend Männer. Herumtreiber, Junkies, die Frühlingschicht der Dealer. Weiter vorn, am Nordmarkt, steigen Arbeiter in Autos, um durch den frühen Morgen auf die Baustellen des Ruhrgebiets zu fahren.

Die Nordstadt als Heimstätte der Arbeiter: So war das mehr als hundert Jahre lang. Es begann mit der Industrialisierung, mit dem Bau der Eisenbahnlinie 1843, die Dortmund noch heute teilt. Die vermögenden Bürger leben unterhalb der Bahnlinie im Süden, die ärmeren im Norden.

Ende des 19. Jahrhunderts brauchte die Stadt Wohnraum für all jene, die in der Westfalenhütte arbeiteten. So entstand die Nordstadt, die heute über den größten zusammenhängenden Altbaubestand Nordrhein-Westfalens verfügt. Gebäude mit verzierten Fassaden, gebaut vom Großbürgertum, vermietet an die Arbeiter, die nicht selten Zuwanderer waren. Polen und Niederländer im Kaiserreich, Türken in den Jahren des Wirtschaftswunders. Die Nordstadt, das war ein Ort für Menschen, die vom kleinen Wohlstand träumten.

Dann starben die Stahlwerke und die Zechen.

Wer anderswo Arbeit fand, zog aus. Wer einzog, lebte nicht vom Bergbau, sondern von Sozialleistungen. Manchmal auch von Einbrüchen oder vom Drogenhandel. Nach der EU-Osterweiterung im Jahr 2007 kamen Tausende Rumänen und Bulgaren, meist Roma-Großfamilien, ins Viertel. Dubiose Hausverwalter quartierten sie in verkommenen Wohnungen ein, für die sich keine anderen Mieter fanden. Die Nordstadt, das ist jetzt ein Ort für Menschen, die niemand haben will.

Alex winkt seinem Vater zum Abschied, dann läuft er über die Mallinckrodtstraße zur U-Bahn-Station. Die Türen schließen sich, die Wagen fahren an, fort aus der Nordstadt. Vor eineinhalb Jahren kam Alex mit seiner Familie nach Dortmund. Seine Eltern hatten ihm erklärt, dass sie von 70 Euro Wochenlohn als einfache Arbeiter keine vier Kinder ernähren können. In seinem Heimatdorf, eine Stunde von Bukarest entfernt, verabschiedete sich Alex von den Großeltern, den Freunden, den Lehrern. Gerade erst hatte er bei der landesweiten Mathematik-Olympiade den zweiten Platz belegt.

Als Alex nach 20 Minuten Fahrt an die Oberfläche steigt, hört er Vögel zwitschern, sieht er frisch gestrichene Einfamilienhäuser, geht über gepflegte Bürgersteige zum Bus. »So habe ich mir Deutschland vorgestellt«, sagt er. Der Bus fährt durch Hörde, den reichen Süden der Stadt, in dem die Fußballprofis von Borussia Dortmund ihre Villen bewohnen. Alex' Mitschüler, mit denen er hier in die fünfte Klasse des Goethe-Gymnasiums geht, waren noch nie bei ihm zu Hause. Er wagt es nicht, sie einzuladen.

Münsterstraße 20

An einem Samstagvormittag steht Volkan Baran, 38, mal wieder auf der Straße. Um ihn herum drei Parteifreunde, alle in roten Regenjacken mit dem Logo der SPD. Straßenwahlkampf. Volkan Baran ist einer der vier Dortmunder SPD-Kandidaten für die Landtagswahl am 14. Mai.

Eigentlich kann er sich die Mühe sparen. Seit Jahrzehnten gewinnt die SPD alle Wahlen in Dortmund, auch Barans Vorgängerin im Wahlkreis, die aus Altersgründen nicht mehr antritt, siegte überlegen. Herbert Wehner nannte die Stadt einst die »Herzkammer der Sozialdemokratie«. Das Dortmunder Herz, es würde wohl auch ohne Wahlkampf schlagen.

Doch Baran ist es wichtig, Präsenz zu zeigen. Er wohnt seit 13 Jahren in der Nordstadt und brachte alle Voraussetzungen mit, um nicht SPD-Flyer, sondern Koks-Tütchen durchs Viertel zu tragen. Mit 16 verließ er die Schule, begann, unter Tage zu arbeiten, und wurde, als die Zechen schlossen, arbeitslos. Eine Weile hing er herum. Dann wurde er: Türsteher, Kundenwerber, Klischee-Türke. »So richtig mit Pferdeschwanz, Bomberjacke und Goldkette«, sagt er. Ein Aushilfsjob als pädagogischer Mitarbeiter

brachte ihn auf die soziale Schiene. Baran vermittelt Lehrstellen an Heranwachsende. Mittlerweile arbeitet er in der Personalabteilung der Stadtwerke.

Volkan Baran verkörpert eine Biografie, die sich Sozialdemokraten einst für die Menschen aus diesem Viertel erträumten: Ausländer, Aufsteiger, integriert, politisch involviert. Um solche Lebensläufe zu fördern, richteten Lokalpolitiker so viele soziale Projekte in der Nordstadt ein, dass die Stadt auf Nachfrage der *ZEIT* nicht beantworten kann, wie viele es sind. Manchmal rufen sich die Menschen in der Nordstadt zur Unterhaltung diesen Spruch zu: »Springste aus'm Fenster, fällste auf'n Sozialarbeiter.«

Es gibt eine Studie der Soziologen Sebastian Kurtenbach und Aladin El-Mafaalani, die sich gefragt hatten, warum es trotz dieses Engagements nicht aufwärtsgeht mit dem Viertel. Das Ergebnis: Die Investitionen, wie beispielsweise



Pfarrer Schocke schließt seine Kirche ab



Hauptkommissar Wick soll Ordnung schaffen



Dierk wurde am Nordmarkt niedergestochen



SPD-Kandidat Baran will die Nordstadt retten

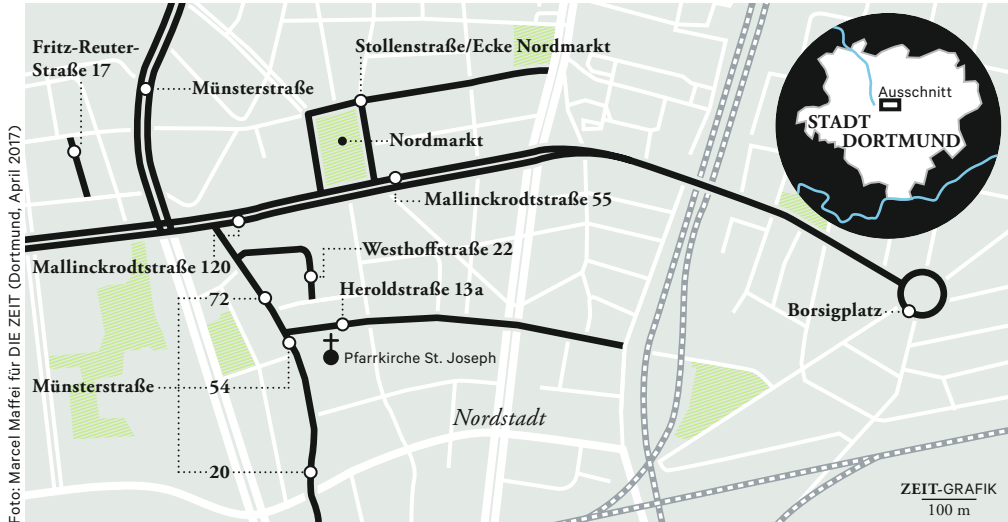


Foto: Marcel Maffei für DIE ZEIT (Dortmund, April 2017)

in Hausaufgabenbetreuung, Jugendarbeit und Musikprojekte, lohnen sich. Aber nur für den Einzelnen. Dem Stadtteil helfen sie nicht. Denn die Geförderten ziehen fort, sobald es ihnen besser geht. So werden Aufsteiger zu Aussteigern. Zurück bleibt die Nordstadt.

Mallinckrodtstraße 1 bis 130

Die Straße, in der Alex, der Roma-Junge, wohnt, ist die Straße, die man nimmt, wenn man auf die Autobahn will oder von der Autobahn kommt. Zweispurig auf beiden Seiten, unterteilt von Grünstreifen und Parkmöglichkeiten in der Mitte. Diese Straße, auf der die Terroristen des NSU im Jahr 2006 den Kioskbesitzer Mehmet Kubajak erschossen, ist inzwischen unterteilt wie ein gut sortierter Supermarkt.

An der Ecke zur Münsterstraße stehen die Nordafrikaner, bei ihnen gibt es Haschisch für fünf und Gras für zehn Euro. 200 Meter weiter, vor dem Ghetto-Netto, wie die Einheimischen den Discounter nennen, bekommt man Benzodiazepine, Beruhigungstabletten, für einen Euro das Stück. Auf der Höhe des Nordmarktes, gleich vor dem neuen Ordnungsamt, stehen die Dealer des »Gemischtwarenladens«: Bis 14 Uhr verkaufen sie weiche Drogen, nachmittags und abends auch Crystal Meth und Heroin für vier bis sieben Euro pro Rausch. Außerdem schlechtes Koks. Wer gutes will, muss die Mallinckrodtstraße einen Kilometer weiterfahren, bis

zum Borsigplatz. Wo einst der Fußballklub Borussia Dortmund gegründet wurde, ist heute das Territorium der Libanesen. Dort gibt es das bessere Kokain, für 30 Euro und mehr pro Gramm.

Nordmarkt

Einer der traumhaften Parks, von denen der Oberbürgermeister bei der Eröffnung des Ordnungsamtes sprach, ist der Nordmarkt. In der Abenddämmerung sitzt dort Ötzi auf einer Bank und sagt: »Scheiß-Park.« Der 56-Jährige hat in Sachen Nordmarkt womöglich mehr Kompetenz als der Oberbürgermeister, denn er ist hier jeden Tag. Ötzi heißt eigentlich Christian, der Nachname spielt keine Rolle, hier kennen ihn eh alle nur unter seinem Spitznamen. Den bekam er wegen der weißen Strickmütze, die seine Glatze bedeckt, und

Eine Gruppe Jugendliche, 14, 15 Jahre alt, schlen- dern vorbei, einer fragt: »Habt ihr Rivos?« – »Nee«, sagt Ötzi, »müsst ihr zu den Türken gehen.« Mit seiner warmen Bierflasche in der Hand zeigt er an den Rand des Parks, wo junge Männer stehen, die Rivotril verkaufen, ein Mittel gegen Krampfanfälle, das die Jugendlichen als Droge einwerfen.

Die Reviere auf dem Nordmarkt sind abgesteckt. »Beim Spielplatz«, sagt Ötzi »sind die Buntröcke.« So nennt er die Roma-Familien aus Bulgarien und Rumänien. »Auf der anderen Seite sind die Türken und dort am Rand die Schwatten«, womit er Afrikaner meint. Das Gebiet der Deutschen um Ötzi ist auf zwei Parkbänke geschrumpft, sieben Männer und Frauen sind sie. Sie hängen am Alkohol, an Tabletten, an harten Drogen.

Für sie, die abhängigen Abgehängten, ist Ötzi ein Herbergsvater. Jeder will ihm was erzählen. Obi, Mitte dreißig, Bomberjacke, kahl geschoren, berichtet in wütender Vorfreude, wie er die Probleme der Nordstadt lösen würde: »Die sollen mir einen Tag frei geben vom Gesetz, und ich würde hier mit Pumpgun und Pistole die Straßen von den Molukken säubern.« Seine Bekannte Melanie nickt und bereitet sich eine Pfeife Crack zu. Ein Polizeiwagen rollt am Nordmarkt vorbei. »Da sind die Bullen«, sagt Ötzi. »Ja, ja«, sagt Melanie und raucht weiter.

Stollenstraße/Ecke Nordmarkt

Rund um den Nordmarkt ist das Jagdgebiet des Libanesen-Jägers. So nennt er sich selbst. Er ist groß, breitschultrig, trägt Glatze und rollt gerade langsam die Stollenstraße entlang. Parkt. Blickt zur Gaststätte gegenüber. Greift zum Handy. »Du, im Stollen- eck ist gerade nicht viel los.« Pause. »Was nun? Café Deluxe? O Nosso? Malibu?«

Der Libanesen-Jäger heißt Markus Wick, 46 Jahre alt. Er ist Polizeihauptkommissar und leitet den Schwerpunktdienst Nordstadt. 16 Polizeibeamte unterstehen ihm, sie sollen gegen Drogendealer vorgehen, Cafés kontrollieren, das Quartier entkriminalisieren, so weit das möglich ist. Das Wort »No-go-Area« lässt Wick nicht gelten. »Wir gehen da ja rein«, sagt er. Tag für Tag. Klar, es sei ein schwieriges Pflaster. Menschen aus 150 Nationen, viele arm, viele kriminell, das sei schon ein Moloch, sagt Wick.

Wer macht am meisten Ärger? Die Libanesen? »Die sind im Bereich des Drogenhandels auffällig«, sagt Wick. Die Roma? »Kaum. Überwiegend Eigentumsdelikte, ein wenig Müll, nichts Wildes.« Die Deutschen? Wick zögert, überlegt, dann antwortet er, dass Deutsche sicherlich auch Straftaten begingen. »Aber mir kommen sie nicht so häufig unter.«

Zurzeit, sagt Wick, sind es vor allem die Nordafrikaner, die ihm Kopferbrechen bereiten. Mehr als 600 von ihnen haben seine Leute in den vergangenen zwei Jahren kontrolliert. Fast jeder hat mindestens einen Eintrag im Polizeiregister. Viele sind gar nicht in der Nordstadt gemeldet. »Diese Männer kommen gezielt, um kriminell zu sein. Und hier finden sie perfekte Strukturen«, sagt Wick.

In Dutzenden Schrothäusern können sie ohne offiziellen Mietvertrag wohnen, an jeder Ecke gibt es eine Filiale von Western Union, um Geld ins Ausland zu überweisen. In den Elektoramsch-Läden können sie die Ware, die sie nicht nur hier, sondern auch in den wohlhabenderen Vierteln Dortmunds klauen, verticken, und statt von normalem Gewerbe ist das Viertel geprägt von Shisha-Bars, Wettbüros und Internetcafés, die alle irgendwie mit im Geschäft hängen.

Wick fährt weiter, zeigt auf ein Café. In manchen Straßen der Nordstadt gebe es nur ein solches »Drecks- nest«, in anderen drei oder vier. »Die machen ihre Geschäfte nebenbei«, sagt er. Ein bisschen Hehlerei, ein bisschen Drogenhandel, manchmal Menschenhandel. »Negative Infrastruktur«, sagt Markus Wick.

Münsterstraße 20

Volkan Baran ist noch immer auf Wahlkampftour. Mit seinen Genossen geht er die Straße entlang, da torkeln zwei betrunkenen Jungs auf sie zu. Der eine ruft erstaunt: »Die SPD? Wat macht die denn hier?«, dann fragt er den anderen: »Guck ma', im Mai is' Wahl. Gehste hin?« Der andere rülpst. »Nö.«

Nö, sagten auch 23893 andere Nordstädter, als zuletzt gewählt wurde, Kommunalwahl 2014. Die Wahlbeteiligung lag bei 25,3 Prozent. In keinem Bezirk Dortmunds interessieren sich so wenige Menschen für Politik, und vielleicht ist das ein Grund, weshalb sich die Politik so wenig für die Nordstadt interessiert. Einen anderen Politiker, sagt Baran, habe er im Viertel seit Ewigkeiten nicht gesehen. Auf den Wochenmärkten sucht man vergebens nach Wahlkampfständen, keine Partei hat ein Büro in der Nordstadt. Volkan Baran benutzt einen türkischen Feinkostladen als Parteizentrale.

Er drückt den beiden Betrunkenen je ein SPD-Feuerzeug in die Hand, rät ihnen, »keinen Scheiß zu bauen«, und geht mit seiner kleinen Gruppe weiter. Baran verteilt Flyer, schenkt Kindern Gummibärchen, hält Schwätzchen, klopf Schultern, man kennt sich, man mag sich. Eine Parteifreundin will einen alten Mann mit Krückstock von den Vorzügen der Sozialdemokratie überzeugen. Dieser antwortet, man müsse sich doch bloß umschauen, dann sehe man, was die Sozis anrichten. Die SPD-Frau lässt den alten Mann stehen und geht weiter.

Mallinckrodtstraße 55

Nach der Schule sitzt Alex vor einem uralten Fernseher und spielt Fußball auf der Playstation. FC Barcelona gegen Bayern München. Er hätte mehr Lust, selbst zu kicken, draußen, mit den anderen Jungs. Das hat ihm seine Mutter verboten. Sie hat Angst, wenn er nachmittags noch auf die Straße geht. »Zu gefährlich«, sagt sie.

Münsterstraße 54

Volkan Baran hat sich vorgearbeitet bis zum Kirchplatz, langsam gehen ihm die Flyer aus, und seine

Genossen verlieren die Lust. Er will aber noch nicht aufhören, will noch mehr Wähler erreichen. Baran arbeitet oft bis spät in die Nacht, obwohl er Politik bislang nur als Ehrenamt betreibt. Manchmal fragt er sich, warum er das macht. Warum er sich den Stress antut, die endlosen Termine. Warum er sich für einen weiteren Supermarkt im Viertel einsetzt. Warum er die drei Dortmunder Türken betreut, die an Silvester bei dem Terroranschlag auf einen Istanbul-Nachclub schwer verletzt wurden. »Weil es sonst niemand machen würde«, sagt Baran. »Ohne das Engagement einzelner Personen ginge hier alles komplett vor die Hunde.«

Heroldstraße 13 a

Ansgar Schocke bittet Gott um Beistand. Der Pfarrer der katholischen Gemeinde Heilige Dreikönige sitzt nach dem Sonntagsgottesdienst in seinem Büro im Gemeindehaus. Wenn er aus den türhohen Fenstern schaut, fällt sein Blick auf einen Garten mit einer Wiese, einer kleinen Laube, Blumen, die blühen. Eine Oase. Würde man nicht immer wieder das Martinshorn hören, sagt Schocke, würde man nicht merken, wo man ist. Seine Gemeinde besteht aus den sechs katholischen Kirchen, die es in der Nordstadt gibt, neben drei evangelischen und rund 70 Moscheevereinen.

Zweimal in der Woche öffnet Pfarrer Schocke für ein paar Stunden seine Kirchen. Lieber würde er die Türen ständig offenstehen lassen, denn eine verschlossene Kirche, sagt er, das sei ein Widerspruch in sich. Aber es geht nicht anders. Weil sonst Dealer ihre Drogen zwischen den Kirchenbänken verkaufen würden. Und Junkies sich im Beichtstuhl den nächsten Schuss setzen könnten. Und weil es Menschen gebe, die ihm hinter den Altar kacken würden. Wenn Pfarrer Schocke seine Pforten öffnet, kommen ihm jedes Mal zwei Gemeindemitglieder zu Hilfe, als Aufpasser – damit genau das nicht passiert.

Stollenstraße/Ecke Nordmarkt

»Café Malibu?«, fragt Markus Wick in sein Telefon. »Alles klar.« Er gibt Gas. Rechts, links, wieder links. Wick stoppt. Vor ihm parkt bereits der Einsatzwagen mit den Kollegen. Gemeinsam betreten sie das Café Malibu. In schummrigem Licht dadelt ein jugendlicher am Spielautomaten. Fünf Männer sitzen in roten Kunstledersesseln an runden Tischen, keiner spricht ein Wort.

Es folgt das Übliche: Wick und seine Kollegen kontrollieren die Ausweise, tasten die Männer ab. Und blicken in gelangweilte Gesichter. Es ist wie ein Spiel, das die Ermittler fast immer verlieren. Die Dealer und Hehler haben Späher, die rechtzeitig warnen, wenn Polizisten anrücken, selbst die Zivilfahnder kennen sie schon.

Auf die Frage, was er sich wünschen würde, antwortet Wick: »Mit mehreren Hundertschaften alle verdächtigen Wohnungen rund um den Borsigplatz umkrepeln.« Aber über diese Hundertschaften verfügt er nicht. Rund 5000 Stellen kann die Polizei derzeit in Nordrhein-Westfalen nicht besetzen. Das Land muss sparen.

Wick würde auch gerne jeden Tag die rund vierzig Dealer, die in der Münsterstraße Drogen verkaufen, für ein paar Stunden einsperren, dann würden sie die Nordstadt vielleicht verlassen. Weiterziehen, irgendwohin, wo sie den Stoff bequemer verkaufen können. Doch mehr als ein paar Gramm der jeweiligen Droge haben die Dealer selten bei sich. Niemand kann ihnen nachweisen, dass sie den Stoff verkaufen und nicht selbst konsumieren wollen – was nicht strafbar ist.

Selbst wenn Wick also jemanden mit Drogen erwischt, kann er meist nur einen Platzverweis aussprechen. So wie jetzt im Café Malibu.

Ein Mann, laut Aufenthaltssdokument Syrer, hat Gras und Haschisch dabei, vier Gramm etwa. Zu wenig, um ihn mitzunehmen. Die Personalia werden auf- und die Drogen mitgenommen. Und nun? »Nichts weiter«, antwortet Wick resigniert, als er wieder im Auto sitzt und zum Polizeirevier fährt.

Zurück am Schreibtisch schaut der Leiter der Wache vorbei. »Na, wie war's?« Wick zuckt mit den Schultern. Etwa vier Gramm Gras, ein Platzverweis und eine halbe Stunde Schreibarbeit, das ist das Ergebnis dieses Einsatzes.

Ein Blick in zwei Arbeitsprotokolle der Polizei aus den vergangenen Wochen: Am Karfreitag forderte die Polizei einen Wettbürobetreiber auf, seinen Laden an diesem Feiertag zu schließen. Er war einsichtig. Die Kundschaft nicht. »Was geht uns das an? Das ist schließlich nicht unser Feiertag!«, pöbelten die Gäste, so steht es im Protokoll.

Am Ostersonntag wurden Polizisten zu einer handgreiflichen Auseinandersetzung zwischen zwei Männern gerufen. Die Beamten wurden angeschrien und beleidigt. Einer der Männer rief: »Ihr Bullenschweine, ihr habt kein Recht, euch einzumischen!«

Man kann Markus Wick recht geben. Definiert man den Begriff No-go-Area als Gebiet, in das die Polizei sich nicht mehr traut, trifft das für die Nordstadt nicht zu. Die Nordstadt ist keine No-go-Area. Die Nordstadt ist eine Non-Government-Area.

Münsterstraße 72

Gegenüber dem Café Malibu steht Jochen Noll auf dem Gehweg vor dem Radsportladen Noll, 1923 von seinem Großvater gegründet. Noll und seine Brüder führen den Laden fort, er ist eine Institution in Dortmund. Die Kunden kommen aus der ganzen Stadt. Jedenfalls war das früher so. »Manche wollen nicht mehr her«, sagt Noll. Zu oft kam es vor, dass ein Käufer sein gerade neu erworbenes Rad vor dem Laden in den Kofferraum seines Autos bugsierte – und währenddessen jemand vorn die Beifahrertür öffnete und klate, was er kriegen konnte, Tasche, Portemonnaie, Handy.

Radsport Noll ist ein Überbleibsel des deutschen Einzelhandels in der Nordstadt. Jochen Noll lässt den